

Martin Hein

„Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn“: Theologische Überlegungen zum Klimawandel

Vortrag am 09.03.2020 im Hospitalhof Stuttgart im Rahmen der Themenreihe „Globale Perspektiven auf den Klimawandel“

Der Titel meines Vortrags, mit dem der Hospitalhof seine Themenreihe zum Klimawandel eröffnet, stammt – wie die meisten wissen werden – aus der ersten Strophe eines der bekanntesten Lieder von Paul Gerhardt. Diese Strophe lautet:

Befiehl du deine Wege / und was dein Herze kränkt
der allertreusten Pflege / des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden / gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden, / da dein Fuß gehen kann.

1653 ist das Lied erstmal veröffentlicht worden. Der Dreißigjährige Krieg, der für Mitteleuropa verheerende Folgen gezeitigt hatte, lag gerade fünf Jahre zurück.

Es mag überraschen, im Zusammenhang unserer Thematik auf Paul Gerhardts Lied Bezug zu nehmen. Von seiner ganzen Anlage her will es, indem es Psalm 37,5 aufnimmt („Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen“), die eigene Person zum Vertrauen in Gott und dessen Führung ermutigen. Es ist also ein – von den schrecklichen Erfahrungen des Krieges und seiner Folgen – gesättigtes persönliches Vertrauenslied, das bis heute meist in den Zusammenhängen von Trauer, Leiden und Krankheit gesungen oder gebetet wird. Und dennoch lässt es sich auch – in theologischer Hinsicht – auf die Phänomene beziehen, die wir mit dem Klimawandel in Verbindung bringen. Denn Paul Gerhardt bedient sich dessen, was in der Logik ein „argumentum a maiore ad minus“ kennzeichnet: also einen Schluss vom Größeren auf das Kleinere. Wenn Gott in seiner gütigen und allmächtigen Vorsehung schon das klimatische Geschehen, in das das 17. Jahrhundert nur wenige Einsichten hatte, bestimmt, wie sollte er da nicht *erst recht* das Geschick jedes einzelnen Menschen zum Guten bestimmen können? Mit anderen Worten: Die Kosmologie, der staunende Blick in Richtung Himmel, steht ganz im Dienst der Anthropologie und dient dazu, den Menschen zum tiefen Vertrauen in Gottes Allmacht zu bewegen.

Diese Perspektive, die im Kosmos das Walten Gottes erkennt, und von dort auf die göttliche Fürsorge im einzelnen menschlichen Leben schließt, ist schon der Bibel nicht fremd. Das poetisch schönste Beispiel dafür ist Psalm 8: Auch er setzt bei der Anschauung des von Gott geschaffenen Kosmos ein (V. 4: „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, / den Mond und die Sterne, die du bereitet hast“), um dann den Blick auf den Menschen zu richten: Klein ist er, gewiss – aber: „Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, / mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.“ (V. 6) Alles hat seine Ordnung – und in dieser Ordnung haben wir Menschen einen hervorgehobenen Ort und eine besondere Verantwortung. Aber wir sind nicht Gott. Als Menschen sind wir – wie Himmel und Erde – geschaffen. Schöpfung aber ist Bändigung des Chaos. Entsprechend kommt Psalm 104 nach einer umfangreichen Naturbetrachtung, die Himmel und Erde, Pflanzen, Tiere und den Menschen umfasst, zu dem Ergebnis: „HERR, wie sind deine Werke so groß und viel! / Du hast sie alle weise geordnet [...]“ (V. 24).

In dieser Traditionslinie steht Paul Gerhardt noch völlig ungebrochen – obwohl er um die Schattenseiten der Welt weiß. Aber er bezieht sie auf die Widerfahrnisse des persönlichen Lebens. Der geordnete Gang der Welt dagegen steht für ihn außer Frage.

Paul Gerhardt gehörte – theologisch gesehen – dem Zeitalter der lutherischen Orthodoxie an. Doch auch noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts konnte in der aufkommenden Aufklärung dem Gedanken einer guten Weltordnung viel abgewonnen und von den vielfältigen Naturbeobachtungen auf die Existenz und das gütige Walten Gottes in Welt und Natur zurückgeschlossen werden. Es waren vor allem die so genannten *Physikotheologen*, die die schon in der Barockzeit vorhandene Bewunderung der Natur durch präzise naturwissenschaftlich-analytische Betrachtung erweiterten und durch die Einsichten, wie alles in sinnvoller Weise miteinander verwoben sei, dem Glauben an Gott ein *rational* nachvollziehbares Fundament zu geben glaubten. Der Glaube an den Schöpfer der Welt war *vernünftig!*

Dieser grundoptimistische Zug einer aufgeklärten Theologie brach mit der Katastrophe des Erdbebens von Lissabon im Jahr 1755 in sich zusammen. Wir können uns kaum vorstellen, wie dieses Ereignis eine stolze Stadt zerstörte und was es in der damaligen Zeit bedeutete, dass das Erdbeben womöglich bis zu hunderttausend Opfer forderte: Es war eine der verheerendsten Naturkatastrophen der europäischen Geschichte überhaupt – und es hinterließ tiefe Spuren im europäischen Denken. Die fröhlich-vertrauensvolle Verbindung von Gott, Schöpfung und Mensch war gesprengt. Und die Theodizee-Frage, wie Gott in seiner Allmacht solch eine Katastrophe zulassen könne,

stand fortan unabweisbar auf der Tagesordnung. Es war Voltaire, der im darauffolgenden Jahr das Gedicht „Das Erdbeben von Lissabon oder Prüfung des Satzes ‚Alles ist gut‘“ (*Poème sur le désastre de Lisbonne, ou examen de cet axiome ›Tout est bien‹*) verfasste und sich deutlich gegen alle Vertreter einer optimistischen Weltsicht positionierte. Für Voltaire war naiv, wer noch an einen geheimen Sinn in der Natur oder an das offenkundige Walten Gottes in ihr glaubte.

Jedoch ist die staunende Sicht auf die Himmels- und Naturphänomene, wie sie uns besonders die Psalmen vermitteln, im gesamtbiblischen Zusammenhang nur ein Deutungsstrang. Es gibt auch den entgegengesetzten: den einer apokalyptischen Sicht auf die Schöpfung Gottes. Wir sind es gewöhnt, aus dem Glauben heraus, dass der ganze Kosmos Schöpfung Gottes sei, auf dessen unbegrenzte Dauer zu setzen. Meist wird dafür der Satz aus der Verheißung des Noah-Bundes herangezogen: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (Genesis 8,22). Aber diese göttliche „Garantieerklärung“ (Gerhard von Rad) verheißt den Bestand der klimatischen Ordnungen nur, *solange* eben die Erde besteht. Die Verheißung Gottes schließt ein mögliches Ende der Welt nicht aus!

Genau damit rechnen die Apokalyptiker aller Zeiten – schon in der biblischen Tradition. Ja, sie speisen einen Teil ihrer Vorstellungen unmittelbar aus dieser Überlieferung. Fraglos geht Jesus – wie viele seiner Zeitgenossen – davon aus, dass der Kosmos in seiner Dauer begrenzt ist: Wenn er das Erscheinen des „Menschensohns“ in seiner ganzen kosmischen Dimension beschreibt, bedeutet das eben auch: „Himmel und Erde werden vergehen“ (Matthäus 24,35). Bestand haben, so Jesus, allein *seine* Worte („aber meine Worte werden nicht vergehen“). Sie überdauern das Ende der Welt.

Für diese Sicht auf eine vergängliche und vergehende Welt steht exemplarisch das Buch der Offenbarung des Johannes am Schluss der christlichen Bibel. Der „Seher“ Johannes schließt in seinen Aussagen besonders an den Propheten Ezechiel an und entfaltet – in aller Kürze gesagt – ein kosmodramatisches Szenario, an dessen Ende es das bisherige, von Gott geschaffene Universum nicht mehr geben wird: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr“ (Offenbarung 21,1 in Aufnahme von Jesaja 65,17). An ihrer Stelle entsteht etwas völlig Neues: das „neue Jerusalem“.

Immer wieder hat in späteren Jahrhunderten die Lektüre der Johannesoffenbarung eine Rolle gespielt, wenn unvorhergesehene und nach damaliger Erkenntnis unerklärbare Naturereignisse auftraten und die Menschen das nahende Ende der Welt fürchte-

ten. Ob man in der „Endzeit“ der Welt lebe, beschäftigte vor allem fromme Gemüter – dies aber weniger im Blick auf den möglichen Untergang der bisherigen Welt als vielmehr in der Hoffnung auf die Wiederkunft Jesu Christi. Insgesamt wird man sagen können, dass apokalyptische Vorstellungen immer dann besonders Konjunktur hatten, wenn die jeweilige Zeit als krisenhaft erlebt wurde. Der Greifswalder Neutestamentler Christfried Böttrich beschreibt diese Aktualität beispielhaft im Blick auf die Veränderungen vor rund einem halben Jahrhundert: „Das Interesse an apokalyptischer Bildsprache, namentlich aber an der Offenbarung des Johannes, erlebt in den 1960er Jahren einen erneuten Höhepunkt. Es ist die Zeit des Kalten Krieges, des Wettrüstens und der alarmierenden Prognosen des „Club of Rome“. In einer Situation, in der globale Katastrophen durch atomare Waffen, Klimaveränderung oder Umweltzerstörung immer wahrscheinlicher werden, erscheint auch die christliche Apokalyptik in einem neuen Licht“ – und Böttrich bezieht sich dabei ausdrücklich auf das Buch von Ulrich H.J. Körtner: „Weltangst und Weltende“ (1988 erschienen).

War die Vergänglichkeit der Welt aus biblisch-apokalyptischer Sicht allein dem souveränen Eingreifen Gottes geschuldet, der eine neue Welt erschafft, so deutet das Zitat von Böttrich eine grundlegende Blickänderung an: Das Ende der Welt folgt nicht mehr aus einem endzeitlichen göttlichen Plan, sondern wird als Ergebnis falschen menschlichen Handelns gedeutet. Und es stimmt ja zweifellos: Was aufgeklärte Geister an apokalyptischen Bildern in der Johannesoffenbarung glaubten belächeln zu können, ist längst in den Bereich des Menschenmöglichen gerückt – nun allerdings ohne den Ausblick auf eine neue Welt, die wir wiederum Gott verdanken. Gegenwärtige Weltuntergangsvorstellungen enden nicht bei Gott, sondern vollkommen säkular im Nichts: „Nach uns die Sintflut“.

Was hat zu dieser Veränderung beigetragen? Auf der einen Seite - *geistesgeschichtlich* gesehen - ohne Zweifel die Aufklärung mit ihrer rationalistischen Wahrnehmung von Welt und uns Menschen. Damit verbunden hat sich auf der anderen Seite – *kulturgeschichtlich* betrachtet – eine stetig fortschreitende Aneignung der Natur durch Technik. Die Natur unterliegt nicht mehr dem paradiesischen Gebot, sie zu bebauen und zu bewahren (Genesis 2,15), sondern wird zum Objekt der Beherrschung (mit einem zweifelhaften Bezug auf Genesis 1,28 als „Dominium terrae“) und der fortschreitenden Ausbeutung ihrer Schätze. Nicht unwesentlich hat zu dieser Haltung neben dem technologischen Fortschritt die Erweiterung der erfahrenen Welt und deren Neuvermessung beigetragen. Der Kolonialismus seit dem 16. Jahrhundert hat den ökonomischen Vorsprung der westlichen Welt ohne Rücksicht auf irgendwelche Verluste gegenüber Natur und Menschen erst ermöglicht.

Die rasante Entwicklung technisch-naturwissenschaftlicher Disziplinen wie Nautik, Geographie, im 19. Jahrhundert dann von Physik und Chemie, im 20. Jahrhundert von Medizin und Biologie hat eine ambivalente Folge: Einerseits hat sie die Entwicklung der Industrienationen wesentlich bestimmt und gefördert, andererseits hat diese Entwicklung eine Eigendynamik entwickelt, der wir nur noch schwer Herr werden und sie steuern können und deren negative Folgen hinsichtlich des Umgangs mit der Natur offensichtlich zu Tage treten.

Um hier nicht missverstanden zu werden: Ich gehöre nicht zu den prinzipiellen Technikskeptikern oder Technikverweigerern. Und mir ist sehr wohl bewusst, dass wir unseren hohen Lebensstandard und den damit verbundenen hohen Anspruch an Lebensqualität einer Ökonomie verdanken, die dies mit Hilfe technologischer Innovationen, aber eben ohne Rücksicht auf die endlichen Ressourcen der Natur ermöglicht hat – und zwar in allererster Linie dem globalen Norden! Gleichwohl ist ein ungebrochener Fortschrittsglaube, der meint, die unbestreitbar problematischen Folgen unseres Wirtschaftens allein durch die technologische Weiterentwicklung beherrschen und beheben zu können, im Schwinden begriffen.

An die Stelle des Glaubens an die prinzipielle Optimierung der Welt durch den Menschen ist die Angst vor ihrem Ende getreten – es sei denn, wir ändern von uns aus unsere Haltungen, Einstellungen und Lebensweisen radikal. Das ist die Botschaft der vielen Cassandra-Ruferinnen und Apokalyptiker unserer Zeit! Aber in theologischer Perspektive sei noch einmal betont: Ein solcher Blick richtet sich eben nicht von der vergehenden Welt auf das kommende Reich Gottes oder das „neue Jerusalem“, sondern auf das in Aussicht stehende Nichts und gewinnt allein von hierher die Motivation zum Handeln! Und das ganz im Sinne von Erich Frieds Diktum: „Wer will, dass die Welt so bleibt, wie sie ist, der will nicht, dass sie bleibt.“

Apokalyptik ohne einen transzendenten Bezug aber wird zur rigorosen Moral – „mit all den Auswüchsen, die wir aus der Geschichte kennen: Kinderkreuzzüge, GeißlerprozeSSIONen, das Verbot aller Lebensfreuden“ (so der Autor Dieter David Seuthe in einem Brief). Umgekehrt kann die religiöse Rede von der „Bewahrung der Schöpfung“ ohne konkrete Konsequenzen zur bloßen Leerformel geraten.

Wie ist damit aus theologischer Perspektive umzugehen? Was könnte der spezifische Beitrag sein, den wir aus unserem Glauben heraus angesichts der Veränderung der klimatischen Bedingungen in unserer Welt zu geben imstande sind?

Bei meinem Antwortversuch setze ich bewusst sehr steil ein: Wir haben auch unter den Bedingungen einer durch und durch technisierten Welt und der Vorstellung, alles beherrschen zu können, das Vertrauen in Gottes Schöpferhandeln und Schöpfertreue stark zu machen! Gott liebt diese Welt! Das mag „weltfremd“ klingen – und wird auch so aufgefasst.

Ein Beispiel: Als ich im Januar dieses Jahres gebeten wurde, die Moderation des „Kasseler Klimaschutzrats“ zu übernehmen, gab es in der Stadtverordnetenversammlung seitens einer Vertreterin der Partei DIE LINKE sogleich folgende kritische Bemerkung: „Die Klimaschutzbewegung legt großen Wert darauf, dass beim Klimaschutz wissenschaftlich basierte Fakten handlungsleitend sind und nicht der Glaube.“ (HNA, 05.03.2020, S. 3). Man kann auf solch einen Satz sehr unterschiedlich reagieren – von Zustimmung bis Verständnislosigkeit. Die entscheidende Gegenfrage ist für mich: Kann es aus „wissenschaftlich basierten Fakten“, aus analytisch erhobenen Zustandsbeschreibungen überhaupt zu Verhaltensänderungen kommen? Oder in philosophischer Ausdrucksweise: Wie gelingt der Übergang vom „Sein“ zum „Sollen“?

Bisher zumindest lehrt die Erfahrung, dass die meisten „wissenschaftlich basierten Fakten“ schlichtweg zur Kenntnis genommen werden und folgenlos bleiben: Rauchen schädigt – völlig unbestritten. Trotzdem erwirtschaftete die Zigarettenindustrie in Deutschland 2018 einen Umsatz von 21,6 Mrd. Euro. Ein Tempolimit in Deutschland könnte nicht nur den CO₂-Ausstoß verringern, sondern auch weniger Verkehrstote zur Folge haben. Aber es wird weiterhin erbittert dafür eingetreten, die deutschen Autobahnen – im Unterschied zu allen angrenzenden europäischen Ländern – als Hochgeschwindigkeitsrennstrecken zu betrachten.

Kurzum: Aus wissenschaftlichen Fakten folgt noch lange nicht, dass wir unser Verhalten ändern! Aus dem Sein folgt kein Sollen!

Dann vielleicht über die Angst? Von Angst ist heute viel zu hören – und die letzte Angst ist die Angst vor dem Ende. Man spricht dann nicht allein vom „Klimawandel“ oder der „Klimakrise“, sondern von der „Klimakatastrophe“ – immer aber mit dem Hintergedanken, selbst die „Katastrophe“ durch radikale Verhaltensänderungen noch verhindern oder beherrschen zu können. Aber ist Angst wirklich ein guter Ratgeber? Ich bezweifle das. Die Schreckensszenarien, die entworfen werden, sind zweifellos denkbar und in den Bereich des Möglichen gerückt, aber sie sind nicht hilfreich! Sie lähmen eher, als dass sie unser Verhalten positiv ändern! Die säkulare Apokalyptik erzeugt nicht bei

allen, aber bei vielen das Gefühl der Ohnmacht („Wir können eh nichts mehr machen“) oder eines bloßen Achselzuckens („Es wird schon nicht so schlimm kommen“).

Der Glaube an Gottes Schöpferhandeln und Schöpfertreue dagegen entwirft Bilder der Hoffnung! Wenn Jesus im Johannesevangelium am Ende seiner Abschiedsreden zusammenfasst: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (16,33), dann fasse ich diese Worte nicht im apokalyptisch-endzeitlichen Sinn auf, dass bald alles vorbei sein wird, sondern als Befähigung, als „Empowerment“, aus der Kraft Jesu und in der Kraft seines Geistes zu leben und sich gerade nicht vom Schrecken der Welt bannen und entmutigen zu lassen. Die „Überwindung der Welt“ durch den Glauben an den Überwinder Christus bedeutet für mich also die Befreiung, sich der Welt und ihren Nöten mutig zuwenden zu können! Und das bedeutet zu allererst: Die Ausmalungen des Schreckens, die uns infolge des Klimawandels drohen, werden entdramatisiert, so dass wir handlungsfähig sind!

Das hat überhaupt nichts mit Beschwichtigung oder gar Leugnung der Situation zu tun. Im Gegenteil: Es ist gerade der Glaube an Gottes Schöpferhandeln und Schöpfertreue, der uns zu einer präzisen Wahrnehmung der Situation verhilft. Wir können die Welt nicht „retten“. Wir müssen es nicht, weil wir uns dazu hoffnungslos überfordern würden. Der biblische Glaube ist, wie Ulrich Körtner meines Erachtens zu Recht anmahnt, kein „Weltrettungsprogramm“!

Aus dem Glauben heraus folgen für mich allerdings drei – theologisch gut begründete – Einsichten, die es zu beherzigen gilt:

1. Realismus:

Nicht allein „die“ Wissenschaften öffnen verlässlich die Augen für die Wirklichkeit. Auch unser Glaube öffnet Perspektiven, um zu beurteilen, wie es um die Welt und um uns steht. Die große Dimension, dass Gott die Welt erschaffen hat und sie uns anvertraut hat, lässt sich umsetzen in einen konkreten Prozess eigenen Handelns: unaufgeregt, mit klaren Zielsetzungen, nicht zu viel auf einmal, aber das konsequent. Als Kirchen und als Christinnen und Christen beten wir für die ganze Welt, denken in globalen Bezügen und handeln zugleich lokal. Das kann dann bedeuten, sich gesellschaftlich mit anderen Gruppen und Initiativen für erreichbare Ziele einzusetzen. Auch hier sei nur als aktuelles Beispiel etwa auf Kassel verwiesen, aber es könnte auch jede andere Großstadt sein: Es gibt den Beschluss der Stadtverordnetenversammlung, bis 2030 ein „klimaneutrales Kassel“ zu erreichen. Das geht nicht ohne Verhaltensänderungen, auch nicht ohne Einschränkungen – etwa beim

Individualverkehr. Aber es kann gelingen, wenn zugleich Anreize geschaffen werden: etwa durch eine Intensivierung und Attraktivierung der öffentlichen Personbeförderung. In Stuttgart gibt es ein 200-Mio.-Programm, um diese Stadt bis 2050 klimaneutral zu machen. Für viele Klimaaktivisten ist das ein viel zu langer Zeitraum. Ich glaube persönlich, dass unter ambitionierteren Anstrengungen und Maßnahmen das Ziel realistisch früher erreicht werden könnte. Das aber bedarf eines offenen, zugleich aber zielgerichteten Aushandelns. Und unser Glaube schenkt uns dafür eine gute Motivation: Es geht, weil bei Gott „kein Ding unmöglich“ ist (Lukas 1, 37; auch Genesis 18,14 und Lukas 18,27).

2. Solidarität:

Wir leben nicht allein auf der Welt, auch wenn sich die industrialisierten Staaten bisweilen so gebärden. Was wir in den vergangenen beiden Jahrhunderten bei uns an Entwicklungsschüben zu verzeichnen haben, hatte stets globale Auswirkungen – und für den Süden der Welt meist negative. Es ist unredlich, nun mit dem Finger auf jene Staaten zu zeigen, die derzeit so wirtschaften und produzieren, wie wir selbst das noch im vergangenen Jahrhundert getan haben. Wir dürfen nicht einfach sagen: „Sollen die in Indien oder China doch erst einmal damit anfangen, den CO₂-Ausstoß zu vermindern. Würden die die gleichen Anstrengungen unternehmen wie wir, sähe es viel besser aus!“ Globale Solidarität fängt bei uns an – und zunächst einmal auch unabhängig von der Bedingung, andere müssten es genauso machen wie wir. Die Christenheit ist eine weltweite Gemeinschaft – und ökumenisch zu denken, bedeutet auch, sich ernsthaft in die Situation anderer Länder und der dort lebenden Menschen hineinzusetzen. Es geht uns an, wenn ein Vertreter der Protestantischen Kirche aus Tahiti erzählt, was es für seine Heimat bedeutet, wenn der Meeresspiegel nur um wenige Zentimeter steigt. Was wir bei uns tun, hat Auswirkungen – so oder so! Und zwar nicht allein bei uns! Da wird weltweite Ökumene konkret!

3. Verbindlichkeit:

Der gute Wille, so wichtig er ist, reicht nicht aus. Es geht darum, ihn verbindlich umzusetzen. Wir können das, weil Gott verheißen hat, verbindlich zu uns zu stehen. Das kann uns motivieren, mit dem, was wir als sinnvoll und notwendig erkannt haben, auch ernst zu machen und bei uns anzufangen: bei unserer Einstellung beispielsweise zu Mobilität, Energieverbrauch oder Konsum – ohne alle Verbissenheit oder allen Fanatismus, aber doch zielstrebig. Ulrich Körtner kommt zu einem eher verhaltenen Fazit: „Der Einsatz für eine konsequente Klimapolitik ist nötig und sinnvoll. Die hehren Ziele des Pariser Klimaschutzabkommens werden vermutlich den-

noch nicht erreicht werden. Das Wachstum der Weltbevölkerung und ihr steigender Energiehunger werden die sich hoffentlich einstellenden Erfolge beim Klimaschutz wieder aufzehren. Wer das Wohl künftiger Generationen im Blick hat, muss sich auch dieser Realität stellen." So zurückhaltend möchte ich selbst die Konsequenzen einer verbindlichen Klimastrategie und ihrer Umsetzung nicht einschätzen. Es ist mehr möglich, wenn wir es wollen und tun. Veränderungen beginnen nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen. So ist es ohnehin beim Glauben. Und sie führen zu einem veränderten Handeln: realistisch, solidarisch, verbindlich. Dafür ist es überhaupt nicht zu spät!

„Der Wolken, Luft und Winden / gibt Wege, Lauf und Bahn, / der wird auch Wege finden, / da dein Fuß gehen kann“: Ist das naiv, ist das überholt? Ich glaube nicht. Vielmehr ist es auch heute die entscheidende Voraussetzung, im Vertrauen auf Gottes Schöpferhandeln und Schöpfertreue wie auf die inspirierende Kraft seines Geistes das zu tun, was jetzt zu tun dran ist.